

## **Kultureller Wandel in der Psychoanalyse**

**Dr. phil. Werner Bohleber**

Vortrag am 24. April 2013 im Rahmen der  
63. Lindauer Psychotherapiewochen 2013 (www.Lptw.de)

### **Einleitung**

Die Psychoanalyse ist im 20. Jahrhundert zu einer Wissenschaft aufgestiegen, die das Selbstverständnis der Menschen in der westlichen Zivilisation mitgeprägt hat. Viele ihrer Erkenntnisse sind heute zu Bestandteilen eines kulturellen common sense geworden. Trotz Kritik und prinzipiellen Infragestellungen ist sie heute immer noch die differenzierteste und tiefgehendste psychologische Theorie der Innenwelt des Menschen, seiner Entwicklung und seiner Einbindung in seine Umwelt. Aber ihre Vorstellungen, Konzepte und Theorien sind keine zeitlosen Wahrheiten, immun gegen soziale Veränderung. George Makari (2008) beschrieb in seiner großen Studie „Revolution in mind“, wie die Psychoanalyse in Mitteleuropa verankert war und wie die dort beheimatete Kultur ihr Denken und ihre wissenschaftlichen Theorien durchdrungen hat. Durch den Nationalsozialismus aus Wien und Berlin vertrieben, zwang sie dieser traumatische Bruch sich ihrer Identität als wissenschaftliche Theorie und Praxis in den anderen kulturellen Räumen, vor allem in London und New York, neu zu versichern. Daraus

entstanden unterschiedliche psychoanalytische Traditionen und Schulbildungen. Heute durchläuft die Psychoanalyse einen Globalisierungsprozess und etabliert sich in neuen Ländern, seit längerer Zeit in Russland und seit neuestem in asiatischen Kulturen, vor allem in China. Die Weitergabe der Psychoanalyse erfolgt nicht über eine Einbahnstraße. Kulturelle Überschneidungen bereichern das psychoanalytische Denken. Wir dürfen gespannt sein, wie sich in diesen andersartigen kulturellen Räumen à la longue spezifische psychoanalytische Traditionen ausbilden werden.

Aber ganz abgesehen davon haben wirtschaftliche und technische Entwicklungen seit den 1980er Jahren tiefgreifende gesellschaftliche Strukturveränderungen bewirkt. Gesellschaftstheoretiker interpretieren sie als Bruch in der Entwicklung der Moderne, der uns zu einer Neubestimmung der gegenwärtigen Epoche zwingt. Die rasante Verflüssigung sozialer Strukturen führte zu einer Auflösung bisheriger Orientierungsschemata, die dem Einzelnen halfen, seine individuelle Identität innerhalb seiner gesellschaftlichen Umwelt zu finden. Diese gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen hatten Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Psychoanalyse und damit auch auf ihre Konzepte. Am deutlichsten können wir den Einfluss der gesellschaftlichen Individualisierungs- und Demokratisierungsprozesse auf die neueren Konzeptionen der therapeutischen Beziehung und der Rolle des Analytikers erkennen. Damit möchte ich mich in meinem Vortrag beschäftigen. Ich werde den kulturellen Wandel beschreiben, den die Psychoanalyse in den heutigen Gesellschaften der Spätmoderne durchläuft und darlegen, wie er sich in ihrer Theoriebildung und klinischen Praxis niederschlägt. Mein letzter Teil widmet sich dann den Veränderungen, die sich im Selbstverständnis der Psychoanalyse als Wissenschaft und deren institutioneller Verankerung vollzogen haben.

## **I. Die Position der Psychoanalyse in der Spätmoderne**

In seinem Buch „Freuds Jahrhundert“ beschreibt Eli Zaretsky (2004) die Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft in der Moderne als den Boden, auf dem die Psychoanalyse ihre Theorien aufbaute und ihre Therapien praktizierte. Freuds zentrale Einsicht habe darin bestanden, dass das Innenleben des modernen Menschen durch persönlich-eigensinnige Symbole und Erzählungen organisiert sei, die keine gesellschaftlich allgemeingültige Bedeutung haben. Der darin lokalisierte Gegensatz von gesellschaftlich geprägter Sozialisation und individuellen Bedürfnissen und Wünschen forme einen großen Teil der Konfliktstruktur, an der sich das Individuum abzarbeiten hat. Freud habe das analytische Projekt als eine persönliche und provisorische Hermeneutik der Selbstentdeckung formuliert, als einen Prozess, den der Psychoanalytiker in Gang bringen und erleichtern, aber nicht kontrollieren kann. Die

Psychoanalyse habe damit Teil gehabt am Potential der Aufklärung, am Prozess der Ausweitung und Vertiefung des emanzipatorischen Versprechens der Moderne. Soweit Zaretsky.

Die hier gemeinte Autonomie erschöpft sich psychoanalytisch allerdings nicht in einer Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen und individuellen Einschränkungen, sondern die von ihr gemeinte Freiheit erwächst aus dem Bewusstsein des eigenen Gewordenseins und der Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit. In der psychoanalytischen Behandlung kann das nur gelingen, wenn der Einzelne bereit ist, seine inneren Konflikte und deren unbewusste Anteile in den Blick zu nehmen, wie sie sich in der analytischen Beziehung und in der Übertragung auf den Analytiker entfalten. Es ist ein Prozess, der nicht wirklich forciert werden kann, sondern der Geduld erfordert, weil seine Entfaltung von der lebensgeschichtlichen Entwicklung des Analysanden mit den darin eingelagerten Traumata und persönlichen Konfliktwiderständen abhängt. Je umfassender der Anspruch auf Erkenntnis und Heilung ist, umso mehr Zeit nimmt der analytische Prozess in Anspruch. Diese Art seine eigene Innenwelt wahrzunehmen und sich für unbewusste Zusammenhänge des eigenen Erlebens und Handelns zu öffnen, sowie seine frühkindlichen Beziehungen und Identifizierungen durcharbeiten ist zwar als Krankenbehandlung entstanden, geht aber weit darüber hinaus. Sie charakterisiert eine Einstellung zum Leben, eröffnet ein Bewusstsein für die eigene unverwechselbare Identität und verschafft dem Einzelnen eine gewisse Autonomie in Beziehungen und Gruppen.

Diese psychoanalytische Sicht auf das Individuum war vor 50 Jahren gesellschaftlich attraktiv und genoss breite Zustimmung in der intellektuellen Öffentlichkeit der Bundesrepublik, die damals durch Reformgesetze und die Studentenbewegung einen Modernisierungsschub durchlief, der eine fundamentale Liberalisierung der Gesellschaft mit sich brachte. Verkrustete gesellschaftliche Strukturen wurden aufgebrochen und individuelle Lebensprobleme in einen öffentlichen und politischen Kontext gestellt und politisch interpretiert. Eine als repressiv interpretierte Erziehung in den Familien war für viele ein Schlüssel, um die eigenen Probleme und Neurosen besser zu verstehen. Individuelle Befreiung hieß Befreiung der Sexualität. Sie galt als ein entscheidender Schritt zur Selbstverwirklichung. Das Subjekt sollte sich von seinen inneren Hemmungen und Panzerungen befreien und seine Bedürfnisse in neuer und ursprünglicher Weise geltend machen. Im Gefolge entstand die Bewegung der antiautoritären Erziehung mit neueren und freieren Erziehungsprinzipien. Die Psychoanalyse erlebte in jener Zeit eine öffentliche Renaissance. Für viele Angehörige der jungen Generation wurde sie zum Bezugssystem, um sowohl die eigenen als auch die gesellschaftlichen Probleme zu verstehen. Die Psychoanalyse war zu einer Bewegung der Avantgarde geworden.

Das hat sich in den letzten Jahrzehnten gründlich gewandelt. Die Verflüssigung sozialer Strukturen durch eine rasante ökonomische und technische Entwicklung führte zu veränderten Prozessen der Identitätsbildung. Lebensformen singularisieren sich heute mehr und mehr. Die Freiheit zu wählen sowie das Recht auf Individualität und Selbstverwirklichung wurden zu leitenden Vorstellungen. Bindungen an Orte und Menschen sowie langfristige Festlegungen lockerten sich. Lebensformen haben sich infolge dessen enorm pluralisiert und Geschlechterrollen dramatisch verändert und flexibilisiert. Durch die Möglichkeit sich mehr zu individualisieren, bekamen Wünsche nach Selbstverwirklichung und das Bedürfnis nach Authentizität enormen Auftrieb. Die Handlungsoptionen des Einzelnen haben sich objektiv erweitert. Diese Veränderungen werden gemeinhin als gesellschaftliche Freisetzungprozesse verstanden, die dem Einzelnen einen Zuwachs an individueller Gestaltungskompetenz bringen. Hatte Freud (1930a) in „Das Unbehagen in der Kultur“ den Kulturmenschen der Moderne als jemand beschrieben, der, um ein größeres Maß an Sicherheit zu gewinnen, gelernt hat, Einschränkungen seiner Freiheit hinzunehmen und auf einen Großteil seiner Glücksmöglichkeiten zu verzichten, so sieht Zygmunt Bauman (1997) „das Unbehagen in der Postmoderne“ umgekehrt aus einer Freiheit entstehen, die auf der Suche nach Glück und Lustgewinn zu wenig Sicherheit toleriere. Was sowohl Freud als auch Baumann hier im Blick haben, ist der ambivalente Charakter, den diese Entwicklungen für das Individuum haben. Die gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen dieser Phänomene haben deren inhärente Widersprüche und Ambivalenzen im Einzelnen beschrieben. Michael Walzer (zit. bei Keupp et al. 1999,39) zeigt, wie die neuen gesellschaftlichen Möglichkeiten dem Individuum mehr reale Freiheit und persönliches Glück verheißen und auch verschaffen können, die Kehrseite davon bestehe aber aus Gefühlen wachsender Unbehauetheit und Wurzellosigkeit. Generell hat sich eine Tendenz zur Vereinzelung der Subjekte im Geflecht anonymisierter Sozialkontakte verstärkt. Anders als früher, als vieles festgelegter war, muss der Einzelne mehr Eigenleistung erbringen. Axel Honneth (2002) verwies auf ein Paradox dieser Entwicklung, dass nämlich im Verlauf der letzten 30 Jahre der Anspruch des Individuums auf Selbstverwirklichung zunehmend in eine institutionelle Forderung verkehrt worden ist. Zwar hat sich die Arbeitswelt demokratisiert, woraus aber die Erwartung an die Individuen erwuchs, sich als biographisch flexible, veränderungsbereite Subjekte zu präsentieren. Die untergründig vermittelte Forderung an den Einzelnen, er selbst sein zu müssen, führte vielfach zu psychischer Überforderung. Alain Ehrenberg (1998) hat daraus seine sozialpsychologische Zeitdiagnose der Depression als eines massenhaften Erschöpfungssyndroms abgeleitet.

Angesichts dieser rasanten gesellschaftlichen Veränderungen und der Flexibilisierung aller Lebensbereiche hat sich auch die gesellschaftliche Position der Psychoanalyse verändert. War sie lange Zeit in der Öffentlichkeit als eine Bewegung zur Befreiung der Persönlichkeit von spätbürgerlichen Hemmungen wahrgenommen worden, so ist diese Bedeutung obsolet geworden in einer Zeit, in der Sexualität in all ihren Formen medial präsent ist. Auch hat sich die Öffentlichkeit in den letzten zwanzig Jahren, wie Eva Illouz (2006) in ihren Untersuchungen zeigte, in eine Arena transformiert, in der mit Hilfe der Psychologie Privatheit, Emotion und Intimität zur Schau gestellt wird. Die Aufforderung zum Selbstwandel und zur Selbstverwirklichung ist - so Illouz - ein Teil der Marktsphäre geworden. Auf dem Markt gibt es heutzutage vielfältige Angebote unterschiedlichster Provenienz und psychologischer Zielsetzung.

Auch im Gesundheitssektor selbst hat die Psychoanalyse seit den 1980er Jahren ihre beherrschende Stellung mehr und mehr an kognitiv-behaviorale Therapieformen und tiefenpsychologisch fundierte Verfahren anderer Art abgeben müssen. Häufig sind auch Behauptungen anzutreffen, die Psychoanalyse sei veraltet und passe mit ihrem Menschenbild nicht mehr in diese Zeit. In der Tat erscheint es heute vielen Menschen als unpassend, sich mehrere Jahre intensiv auf den Analytiker als Gegenüber einzulassen, sich dabei mit der eigenen Lebensgeschichte und ihren Verästelungen im eigenen Seelenleben auseinanderzusetzen und sich daraus Aufklärung und Hilfe für die eigenen Probleme zu erhoffen. Andere Therapieformen imponieren als geeigneter und werden vorgezogen. So hat die Psychoanalyse in vielen Ländern sowohl einen starken Rückgang an Patienten, die eine psychoanalytische Behandlung suchen, als auch eine massive Abnahme der Anzahl von Kandidaten, die eine psychoanalytische Ausbildung machen wollen, zu verzeichnen.

Wie ist nun die Stellung der Psychoanalyse zu beschreiben, die sie angesichts gesellschaftlich-kultureller Veränderungen mit ihren Beschleunigungs- und Flexibilisierungsprozessen einnehmen kann? Wie verhält sie sich zur Rede von einem modernen „flexiblen Selbst“ oder von einer „situativen Identität“ und zu anderen Begriffsbestimmungen? Beschränkt sich die Psychoanalyse darauf, eine Form von Therapie zu sein, dann stellen sich diese Fragen nur peripher. Komplexer wird es, wenn sie ihr Selbstverständnis vor dem Horizont gesellschaftlicher Sozialisation und individueller Eigensinnigkeit zu bestimmen sucht. Die Richtung, in die sich eine Antwort bewegen müsste, liegt meines Erachtens darin, dass sich die Psychoanalyse zum Anwalt und zur Bewahrerin eines Subjektverständnisses machen muss, bei dem der Einzelne die Bedeutsamkeit seiner Geschichte und seiner frühkindlichen Beziehungen und Identifizierungen anerkennt und als Möglichkeit begreift, sich in seinem Gewordensein besser zu verstehen, woraus sich eine größere Freiheit im inneren Dialog zwischen dem Selbst und seinen inneren

Objekten ergeben kann. Daraus erwächst die Möglichkeit, kritische Distanz zu sich selbst und anderen einzunehmen. Die oben erwähnte ambivalente Dynamik, die den gesellschaftlichen Veränderungen inhärent ist, kann zu eigenständigen oder gegenläufigen individuellen Selbst- und Identitätswürfen genutzt werden. Ob es gelingt, hängt allerdings auch davon ab, inwieweit die sinnlich-emotionalen Lebensentwürfe aus der frühen familiären Umwelt als dynamische Quelle genutzt werden können.

Für einen Irrweg halte ich es, angesichts der modernen Flexibilisierungsprozesse das Konzept eines Selbst, das trotz aller Brüche noch als einheitlich zu denken ist, aufzugeben und nur noch von multiplen Selbstzuständen zu sprechen, wie es manche psychoanalytische Persönlichkeitstheorien und intersubjektive Konzeptionen tun. Deren von postmodernem Denken geprägter Kampf gegen einen psychologischen Essentialismus und gegen festgelegte Kategorien von Identität und Selbst fokussiert nahezu ausschließlich auf eine rein gegenwärtige intersubjektiv ko-konstruierte Erfahrung und auf ein daraus erwachsendes Selbstverständnis. Demnach bildet sich in jeder intersubjektiven Beziehung ein spezifisches Set von Gedanken, Überzeugungen und Affekten, die bewusst und unbewusst jeweils neu erfahren und geprägt werden. Jede Form von Selbsterfahrung bleibt situationsgebunden und kann nicht darüber hinaus verallgemeinert werden. Folgerichtig gibt es keine essentiellen und stabilen Eigenschaften der Psyche mehr, die unabhängig von der sozialen Interaktion zu denken wären. Wer man ist, war und sein wird, verändert sich daher stets aufs Neue, je nachdem in welcher Situation man sich gerade befindet. Ein solch radikale Betonung intersubjektiver Gegenwärtigkeit von Selbsterfahrungen lässt die Vergangenheit ins Vage verschwimmen und hat große Probleme seelische Kontinuität zu denken.

Die modernen gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse sind komplex und die davon betroffenen Sachverhalte haben - wie gesagt - einen ambivalenten Charakter. Angesichts dieser Sachlage ist die Psychoanalyse gezwungen, ihr Wissen selbstreflexiv in seiner Stichhaltigkeit zu überdenken. Es gibt hier keine historisch festgefügtten Wahrheiten. Derzeit dehnt sich in den westlichen Gesellschaften die Demokratisierung der Lebensverhältnisse von der politischen auf die private Sphäre aus. Der Anspruch auf individuelle Freiheit hat auch die Intimsphäre erfasst. Die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zentrieren sich derzeit auf die Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern und deren Recht auf Adoption. Fortpflanzung und Partnerschaft werden folgerichtig von einander abgekoppelt. Die Bedeutung von Vater und Mutter sowie des Geschlechtsunterschiedes für die Entwicklung der Kinder steht zur Disposition. Als Psychoanalytiker zu betonen, dass Kinder für eine gesunde Entwicklung Vater und Mutter brauchen, kann einerseits als richtig erscheinen, läuft aber andererseits Gefahr geschichtlich als

undialektisch und als Ausfluss eines biologisch orientierten Familienmodells eingestuft zu werden. Die Fragen bedürfen einer eingehenden Diskussion, z.B. inwieweit der Geschlechtsunterschied für den Prozess der seelischen Triangulierung des Kindes von Bedeutung ist und wie eine Rollendifferenzierung innerhalb eines gleichgeschlechtlichen Paares die Entwicklung der Geschlechtsidentität des Kindes beeinflusst.

Um es noch einmal mit Zaretsky (2004, 489f) allgemeiner zu formulieren: Es geht nicht nur darum, die Psychoanalyse als eine therapeutische Praxis zu bewahren, sondern sie als ein Ganzes zu schützen, das aus vielen verbundenen Einsichten besteht. Die drei Versprechen der Moderne, Autonomie, Gleichheit der Frau, Demokratie bedeuten im psychoanalytischen Verständnis eine vielschichtige lebenslange Aufmerksamkeit für unser inneres Leben, die uns ein gewisses Maß an Autonomie gegenüber Gruppenzugehörigkeiten und dem daraus erwachsenden Druck ermöglicht; die Gleichheit für Frauen bringt die tiefgehende Beschäftigung der Geschlechter miteinander mit sich; und die Demokratie setzt die Fähigkeit zur Selbstreflexion und Selbstkritik und Achtung des Anderen voraus, ermöglicht sie aber auch.

## **II. Gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und das Konzept der Intersubjektivität**

Die Psychoanalyse kämpft schon lange mit dem Problem der Intersubjektivität. Anfangs blieb es verdeckt, um dann im Laufe der Theorieentwicklung immer klarer hervorzutreten (vgl. dazu Bohleber 2012). Die klinische Praxis zeigte, dass therapeutische Veränderung nicht nur durch die Deutung der Konflikte und durch die daraus hervorgehende Einsicht des Patienten in Gang kommt, sondern dass die therapeutische Beziehung selbst einen großen Anteil daran hat. Damit wurde das in der Aufklärung wurzelnde Ideal psychoanalytischer Selbsterkenntnis durch das zunehmende Wissen um die Bedeutung intersubjektiver Begegnung ergänzt.

Im klassischen Modell der psychoanalytischen Behandlung überträgt der Patient seine alten Beziehungsstrukturen auf den Analytiker, der wiederum dem Patienten die Übertragung auf ihn widerspiegelt und deutet. Für Freud sollte der Analytiker „undurchsichtig für den Analysierten sein und wie eine Spiegelplatte nichts anderes zeigen, als was ihm gezeigt wird“ (1912e, 384). Freud drückte damit seine Überzeugung aus, dass sich die Psychoanalyse als Wissenschaft methodisch allein auf die Deutung einer Empirie stützen könne, die durch Beobachtung gewonnen wird. Es ging ihm um eine möglichst objektive Erkenntnis der psychischen Realität und zwischen Analytiker und Patient bestand eine klare Trennungslinie wie zwischen Beobachter und Beobachtetem. Dieses klassische Modell des analytischen Prozesses wurde in den letzten 60 Jahren einer zunehmenden Kritik unterzogen und galt mehr und mehr als überholt, weil die klinische Empirie die intersubjektive Verbindung und Beeinflussung zwischen

Analytiker und Analysand erwiesen hatte. Die wachsende Erkenntnis des Beitrags des Analytikers zur Entfaltung des klinischen Materials des Patienten unterminierte seine naturwissenschaftliche Position als objektiver Beobachter und löste sie letztlich auf. Fast alle psychoanalytischen Schulrichtungen haben in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten eine Wende zu einer stärker intersubjektiven Ausrichtung durchlaufen. Sie erfolgte in den verschiedenen Schulen zeitlich mehr oder weniger parallel und speiste sich vor allem aus der klinischen Psychoanalyse und der sich verändernden Rolle des Analytikers in der Behandlung.

Die intersubjektive Wende der Psychoanalyse war nicht alleine der wissenschaftlichen Entwicklung ihrer Konzepte geschuldet, sie fußte auch auf der konkreten klinischen Praxis, die von dem allgemeinen gesamtgesellschaftlichen Trend zu stärkerer Individualisierung und Demokratisierung der Lebensverhältnisse beeinflusst wurde. Im Zuge dieser Entwicklung traten vor allem drei Konzepte der Behandlungstheorie in den Vordergrund: Gegenübertragung, enactment und projektive Identifizierung. In das Konzept der Gegenübertragung wurde die Subjektivität des Analytikers als Erkenntnisinstrument integriert. Mit dem Begriff des enactment wurde die therapeutische Beziehung stärker individualisiert, weil jetzt die Persönlichkeit des Analytikers und seine Eigenarten, mit denen er sich vom Patienten in Konflikte verwickeln lässt, eine produktive Bedeutung für den analytischen Prozess erlangten. Die Subjektivität des Analytikers, seine Spontaneität und Vulnerabilität erhielten auf diese Weise Anerkennung als notwendige und dauerhafte Bestandteile der Behandlungstheorie. Mit dem Konzept der projektiven Identifizierung gelang es den unbewussten kommunikativen Austausch zwischen Analytiker und Patient viel tiefgreifender zu erfassen, als es bis dahin möglich war.

Anstöße für diese Weiterentwicklungen kamen auch aus den angrenzenden Wissenschaften, aus der Bindungstheorie, der empirischen Säuglings- und Kleinkindforschung und neuerdings aus den Neurowissenschaften. Die Entwicklungsforschung hat gezeigt, wie das kindliche Selbst von Anfang an aus wechselseitigen Regulations- und Anerkennungsprozessen zwischen Mutter und Kind hervorgeht. Die modernen Forschungen zu den frühen Mentalisierungsprozessen zeigen ein Selbst, das sich nur über den spiegelnden Durchgang durch die Psyche des Primärobjektes bilden kann. Die empirische Erkenntnis, dass es eines Anderen bedarf, um sich selbst zu erfahren, hat ihre Parallelen im philosophisch-sozialwissenschaftlichen Denken. Nicht nur in der klinischen Theorie, sondern auch hier in der Entwicklungsforschung kommen die kulturellen und geistig-philosophischen Strömungen unserer Zeit ins Spiel, die Stellung und Selbstverständnis des Individuums nachhaltig verändert haben. Berücksichtigt man diese Entwicklungen, so wird der Horizont des Verstehens erweitert und es wird durchsichtig, wie die Psychoanalyse auf die veränderte gesellschaftliche Stellung des Individuums reagiert und wie sie in ihrer

Theoriebildung Impulse aus der Philosophie und den Sozialwissenschaften aufnimmt, die ihrerseits eine intersubjektiv-konstruktivistische Wende durchlaufen haben. Das möchte ich noch etwas näher ausführen.

Solange das intrapsychische Denken in der Psychoanalyse vorherrschte, konnte der Begriff des Selbst die personale Ganzheit bezeichnen. Je mehr nun das interpersonale Denken in den Vordergrund trat, tat sich eine Lücke in der Theorie auf, in die der Begriff des Subjektes und der Subjektivität als ganzheitlicher Begriff für das psychische Erleben des Einzelnen zunehmend einströmte. Dass damit ein altes philosophisches Konzept plötzlich Platz in der Psychoanalyse fand, vollzog sich fast unbemerkt und letztlich ganz unkritisch. Je umfassender die Elemente der therapeutischen Beziehung Gegenstand der Forschung wurden, desto deutlicher wurde auch, dass Psychoanalyse nicht nur eine „talking cure“ ist, sondern dass in ihr nicht nur gesprochen, sondern eben auch kommunikativ gehandelt wird. Dafür hatte die Psychoanalyse aber kein geeignetes Begriffsinstrumentarium zur Verfügung. Ihr fehlt bis heute eine Handlungstheorie. Zudem kamen Phänomene der analytischen Beziehung zur Sprache, die nicht mehr in den Leitkonzepten von Übertragung und Gegenübertragung unterzubringen waren. Diese Lücke füllte der Begriff der Intersubjektivität.

Intersubjektivität ist allerdings kein genuin psychoanalytisches Konzept und passt weder in den intrapsychischen Bezugsrahmen noch in den der inneren Objektbeziehungen. Denkt man in intersubjektiven Kategorien, so reicht es nicht aus, im Sinne einer Zwei-Personen-Psychologie zwei Akteure zu beschreiben, die aufeinander einwirken, sondern die Interaktion selbst, d.h. die Begegnung, die nicht in die Anteile der Interaktionspartner zerlegt werden kann, muss konzeptualisiert werden. Eine Begegnung ist stets mehr als die Wirkung, die sie für die sich Begegnenden hat. Es genügt nicht, sie nur als eine interaktive wechselseitige Regulierung von Erleben und Verhalten zu beschreiben. Die Psychoanalyse ist gewohnt in intrapsychischen, dyadischen und auch triadischen Begriffen zu denken. Deshalb ist sie bei intersubjektiven Phänomenen damit konfrontiert, das Intersubjektive selbst konzeptualisieren zu müssen. Diese Schwierigkeit hat zu einer Vielfalt von Begriffen und Konzepten geführt, um die psychoanalytische Beziehung als prototypische Situation intersubjektiver Begegnung zu beschreiben. Die Rede ist dann von »Begegnung«, »moments of meeting«, »gegenseitiger Anerkennung«, von „dem Dritten“, dem »Zwischen«, oder dem »bi-personalen Feld«. Solche Begriffe können eine große Faszination ausüben, sind aber oft in ihrem Gebrauch weder ausreichend durchdacht noch konzeptuell hinlänglich verankert.

Diese tour de force durch die neuere Theorieentwicklung der Psychoanalyse diente mir dazu aufzuzeigen, wie sie sich den angrenzenden Wissenschaften geöffnet hat. Es fand eine Art

Konzepttransfer statt. Transferiert wurde der Begriff der Intersubjektivität zumeist aus philosophischen Ansätzen, die sich mit einer Phänomenologie und Ontologie menschlicher Beziehungen befasst hatten. An die Stelle der Subjekt-Objekt-Beziehung trat nun ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis, um die intersubjektive Wechselseitigkeit zu betonen. Ein weiteres intersubjektives Begriffspaar, das aus der Philosophie kommend, einen Platz im psychoanalytischen Denken fand, war das dialektische Verhältnis von Selbst und Anderem. Damit wird ein Selbst - nun als ganzheitlicher Begriff im Sinne des Subjektes - beschrieben, das sein Selbstsein aus den Interaktionen mit einem Anderen, zunächst mit dem Primärobjekt bezieht und das auch im weiteren Leben auf den Anderen angewiesen bleibt, um sich selbst zu begreifen. Fast alle intersubjektiven psychoanalytischen Theorien haben strukturelle und begriffliche Anleihen bei der Philosophie gemacht, bei Hegel, bei den phänomenologischen und sozialontologischen Ansätzen von Husserl, Heidegger und Buber, bei der Hermeneutik Gadammers, bei Levinas, Habermas und bei modernen konstruktivistischen Theorien. Durch diese Anleihen erwerben die intersubjektiven Ansätze ein theoretisches Rüstzeug, um gegenüber der alten intrapsychisch ausgerichteten Metapsychologie eine neue Grundlegung der Psychoanalyse ins Auge fassen zu können, die auf eine Theorie intersubjektiver Subjektwerdung abzielt.

### **III. Die Rolle des Psychoanalytikers als autoritativer Experte**

Im Zuge der eben dargestellten theoretischen und klinischen Entwicklungen hat sich auch die Rolle des Analytikers als klinische Autorität und seine Position als objektiver Beobachter des analytischen Geschehens gewandelt. In der klassischen Auffassung des analytischen Prozesses wurde die Person des Analytikers, die Einfluss auf den Patienten und auf dessen Erfahrungen nimmt, fast gänzlich minimiert. Dem Prozess, wie er sich durch die Übertragung der unbewussten Welt des Patienten auf den Analytiker entfaltet, wurde eine Eigendynamik zu gesprochen. Auch bestand eine klare Trennungslinie zwischen beiden Akteuren, wie zwischen einem Beobachter und einem Beobachtetem. Der Analytiker besaß durch sein Wissen um das Unbewusste Autorität, die Welt des Patienten, wie sie sich in der analytischen Situation entfaltet, zu erkennen, die zugrundeliegenden unbewussten Grundkonflikte aufzudecken und durch Deutungen dem Patienten zugänglich und verstehbar zu machen.

Die Figur eines autoritativ-paternalistischen Analytikers, der als Experte des Unbewussten einen geradezu unfehlbaren Zugang zu tieferen Wahrheiten hat, war lange gängig gewesen. Sie hat nicht nur klinisch das Feld beherrscht, sondern institutionell auch die psychoanalytischen Fachgesellschaften geprägt. Dass sie heutzutage vor allem in der analytischen Praxis weitgehend verschwunden ist, ist der klinischen Empirie geschuldet, die eine stete intersubjektive

Verbindung und Beeinflussung zwischen Analytiker und Patient erwiesen hat. Infolgedessen standen nicht mehr Wahrheiten im Zentrum, die im Unbewussten gefunden und aufgedeckt wurden, sondern Bedeutungen, die Analytiker und Patient gemeinsam erschufen. Diese innerpsychoanalytische Entwicklung ist eingebettet in die allgemeine Veränderung der gesellschaftlichen Position von autoritativ auftretenden medizinischen Experten. Das zunehmende Bewusstsein für die Demokratisierung gesellschaftlicher Strukturen und der darin eingelagerten Rollenverhältnisse bewirkte eine nachhaltige Veränderung.

Vertreter der intersubjektiv-relationalen psychoanalytischen Richtungen betonen dies am entschiedensten. Sie streiten für eine „demokratische Sicht des psychoanalytischen Prozesses“ (Benjamin 2004, 34). Freud und seine Nachfolger haben demnach ganz selbstverständlich eine Autorität für ihre Aussagen über die Natur des Menschen beansprucht, da Wissenschaft zu ihrer Zeit hohe gesellschaftliche Anerkennung besaß. Durch die Krise des Szientismus und durch die postmoderne Kritik an dem Herrschaftsanspruch wissenschaftlicher Narrative hätten sich die kulturellen und historischen Kontexte, in denen psychoanalytische Behandlungen stattfinden, tiefgreifend verändert. Relationale Psychoanalytiker betonen die Unvermeidlichkeit einer gegenseitigen reziproken Beeinflussung von Analytiker und Patient. Für sie wird die psychische Realität des Patienten von Analytiker und Patient ko-konstruiert und verliert ihre rein intrinsisch intrapsychische Bedeutung. Das bedeutet auch, dass der Analytiker seine Subjektivität soweit offen legen muss, wie sie sich im analytischen Prozess manifestiert. Selbstoffenbarung wird zu einem behandlingstechnischen Instrument und die Asymmetrie der Beziehung von Analytiker und Analysand wird dabei immer mehr in Richtung einer Symmetrie der Rollen verlagert. Therapeutisches Handeln beruht demnach auf bestimmten Werten, auf der Toleranz für die eigene Unsicherheit, auf der Demut und auf dem Mitgefühl. Diese Werte ermöglichen es dem Analytiker, die symmetrische Beziehung zu tolerieren, in die er zeitweise mit seinem Patienten hineingerät. Eine autoritative Position gibt es nicht mehr, sie wird als Relikt patriarchalischer Verhältnisse eingestuft. Der Analytiker muss in der Lage sein, seine eigene Subjektivität anzuerkennen. Seine Autorität verschiebt sich darauf, dass er „ein Experte in einer kollaborativen selbstautorisierenden Selbstreflexion“ ist (Mitchell 1998, 26).

Das ist eine radikale, in gewisser Weise anti-autoritäre Positionierung der Autorität des Analytikers. In der Sache liegt dem eine erkenntnistheoretische Konzeption zugrunde, dass nämlich Bedeutungen nie vorgegeben sind, sondern stets neu erschaffen werden müssen. Um solche postmodern unterfütterten Konzeptionen wird derzeit innerhalb der psychoanalytischen Community gestritten. Das Gros der Analytiker folgt ihnen allerdings nicht, sondern nimmt moderatere Positionen ein. Einigkeit besteht heute darin, dass sich Autorität ausweisen können

muss. Idealisierende Übertragungen, die den Analytiker in eine Position bringen, Macht über den Patienten auszuüben, müssen unbedingt analysiert werden. Der Analytiker muss heute dem Patienten viel weitgehender erklären, warum er so denkt und handelt, und sich eigener Infragestellung öffnen. Nicht umsonst wird heute die Sicht des Patienten nicht mehr als neurotisch verzerrt deklariert, sondern als eine von vielen plausiblen Sichtweisen angesehen. Das mag in der Sache wie ein Streit um Worte erscheinen, ist aber in Wirklichkeit Ausdruck einer gewandelten Haltung und Einstellung des Analytikers. In diesem Sinne ist der früher eher schweigsame Analytiker kommunikativer geworden.

#### **IV. Psychoanalyse als Wissenschaft und ihre institutionelle Einbindung**

Im letzten Teil möchte ich noch einige Grundprobleme diskutieren, die mit der institutionellen Verfasstheit der Psychoanalyse zusammenhängen und die sie von Anfang an beschäftigen und verfolgen: zum einen das Problem der Dissidenz und des Pluralismus, zum anderen das Verhältnis der psychoanalytischen Bewegung zur Universität und zur Forschung (vgl. dazu Bohleber 2010).

Die strukturelle Spannung, um die es hier geht, ist die Bindung der Pflege und Weiterentwicklung der Wissenschaft der Psychoanalyse an eine Vereinsstruktur. Die Frage, wer sich Psychoanalytiker nennen darf und was Psychoanalyse ist, durchzieht seit Freud die Diskussionen innerhalb der psychoanalytischen community. In der Zeit vor der Gründung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) im Jahr 1910 hatte Freud eine kohärente Abfolge von Ideen und Theorien entwickelt, die sich um seine Auffassung von Psychosexualität zentrierten und in denen sich eine neue Technik zur Therapie der Psychoneurosen ankündigte. Die Gründung der IPV war infolgedessen mit einer Verpflichtung der ihr angehörenden Mitglieder auf diese Psychoanalyse Freuds verbunden. Die Ausgrenzung und der Abfall von Mitgliedern der Bewegung, die nicht alle von Freuds Positionen teilten, führte einerseits zur Konzentration auf das, was Psychoanalyse ist, und stärkte andererseits auch das Gefühl, der internationalen Psychoanalyse anzugehören, in dem Bewusstsein, anders als die Dissidenten an der Wahrheit der Psychoanalyse festzuhalten. Freuds Erklärungsschema, dass es sich bei der Dissidenz um eine Regression handle und um eine Abkehr von der schmerzhaften Wahrheit, weil diese nicht erträglich zu sein schien, wurde weithin geteilt.

Freud fühlte sich als Entdecker, der die Welt mit einer neuen Wahrheit konfrontiert hatte. Wer anders als er konnte wissen, was Psychoanalyse ist. Außerdem war er überzeugt, dass es immer nur eine Wahrheit geben kann. Bei ihm wechselten sich eine autoritative, seine Sache verteidigende Haltung mit Neugier und Wissensdurst ab, mit denen er ständig auf dem Weg war,

neue Entdeckungen zu machen und Erkenntnisse zu gewinnen, die seine Auffassung von Psychoanalyse veränderten. Makari (2008) hat darauf hingewiesen, dass Freud von seinen dissidenten Gegnern, nachdem sie von ihm abgefallen waren, das aufnahm, was ihm wichtig erschien, und es mit seinen eigenen Theorien synthetisierte. So hat er die Aggression, deren Bedeutung Alfred Adler in den Vordergrund gestellt hatte, in seine duale Triebtheorie aufgenommen und Otto Ranks Trauma der Geburt implizit in seiner zweiten Angsttheorie verarbeitet.

Für die psychoanalytische Bewegung war Freud der Garant der Wahrheit. Die Loyalität ihm gegenüber wurde zu einem zentralen Identitätsmerkmal der Psychoanalytiker innerhalb der IPV. Nach Freuds Tod änderten sich diese Bedingungen grundsätzlich. Mit dem wachsenden, aber nicht vereinheitlichten Theoriegebäude konnte man zunehmend den einen Freud gegen den anderen ausspielen. Die psychoanalytischen Theorieentwürfe und metapsychologischen Konzeptionen diversifizierten sich immer mehr. In England stiegen die Kleinianische Psychoanalyse und andere Objektbeziehungstheorien auf, in Frankreich Lacans Theorie, während in den USA die Emigranten, die sich als die wahren Erben Freuds verstanden, mit der Ich-Psychologie die dortige Entwicklung lange Zeit bestimmten. Die Ich-Psychologie beherrschte das Feld mit einer geradezu monolithischen Hegemonie, bis auch hier neue und abweichende Theorierichtungen auftraten; die erste war Kohuts Selbstpsychologie, ihr folgten die intersubjektiven und relationalen Richtungen nach. Lacan war der letzte gewesen, der 1963 als Dissident aus der IPV ausgeschlossen worden war, wobei der Grund nicht in seinen abweichenden Theorien lag, sondern in seiner Verkürzung der Dauer der analytischen Sitzung. Damals herrschte noch weithin eine Überzeugung vor, dass es letztlich nur eine wahre Psychoanalyse geben könne, über deren Struktur und Inhalt die Gremien der IPV zu befinden hatten. Eine Überzeugung, die sich mit der Vorstellung verband, die Psychoanalyse wegen ihrer unbequemen Wahrheiten gegen einen kulturellen und gesellschaftlichen Widerstand verteidigen zu müssen. Das daraus erwachsende Gefühl der Bedrohung und die Angst vor Verwässerung der Theorie und der Standards der psychoanalytischen Behandlung beförderten einen Dogmatismus und eine Orthodoxie, die nicht nur nach außen, sondern auch nach innen paranoide Züge annehmen konnte. In den Instituten zogen sie Intoleranz gegenüber anderen psychoanalytischen Ansätzen nach sich und drohten den kreativen Austausch und eine grenzüberschreitende Kommunikation zu lähmen. Dennoch entstanden nach und nach bedeutende Innovationen des psychoanalytischen Denkens und das psychoanalytische Theoriegebäude diversifizierte sich immer weiter. Allmählich veränderte sich auch die Einstellung zur Dissidenz. Arnold Cooper (1984) hat es als ein Zeichen des Erwachsenwerdens einer Wissenschaft bezeichnet, wenn sie

bedeutende theoretische Diskrepanzen und Uneinigkeiten nicht mehr durch Ausschluss lösen muss. Diese Haltung bedeutet einen großen Fortschritt innerhalb der IPV, und die Selbstpsychologie Heinz Kohuts war so etwas wie ein Lackmустest dafür.

Jetzt trat die Vorstellung eines notwendigen Pluralismus der psychoanalytischen Ansätze in den Vordergrund und wurde als befreiend und vitalisierend erlebt. Doch damit wuchsen auch die Schwierigkeiten, sich über die differenten theoretischen und klinischen Positionen zu verständigen. Immer wieder stellte sich in wissenschaftlichen Diskussionen heraus, dass selbst fundamentale psychoanalytische Konzepte in den jeweiligen psychoanalytischen Schulen völlig andere Bedeutungen hatten. Der weitgespannte Pluralismus der Ideen und Theorien sowie der Behandlungstechniken führte in Kontroversen, die nicht auflösbar waren. Die institutionalisierte Psychoanalyse ähnelte mehr und mehr dem Turmbau von Babel - eine Situation, die als nicht hinnehmbar erschien und doch nicht zu verändern war. Angesichts der wachsenden Vielfalt theoretischer Perspektiven wurde die Frage drängender, was die Psychoanalytiker programmatisch, aber auch institutionspolitisch als Anhänger eines gemeinsamen psychoanalytischen Unternehmens zusammenhält. Die Suche nach einem „common ground“ begann. Sie wird bis heute fortgeführt. Auf der einen Seite finden wir die Vertreter eines Pluralismus, die ihn als Ausdruck einer lebendigen kreativen Kultur der psychoanalytischen Community sehen, und der deshalb auch gar keiner Veränderung bedarf. Auf der anderen Seite stehen Psychoanalytiker, die versuchen, Widersprüche innerhalb von Theorien und zwischen Theorien unterschiedlicher Schultraditionen herauszuarbeiten und nach Wegen zu suchen sie zu bewerten, um prüfen zu können, ob zumindest eine partielle Integration möglich erscheint. Andere wiederum bescheiden sich von vorne herein und beschränken sich auf die Entwicklung partieller Theorien zu bestimmten Gebieten.

In diesem Dilemma erwies sich ein Ansatz als vielversprechend, der nicht bei den offiziellen publizierten Theorien ansetzte, sondern konsequent die Praxis des Psychoanalytikers zum Thema machte. Ein Ansatz, den als erster Joseph Sandler (1983) verfolgt und ausgearbeitet hat. Mit zunehmender klinischer Erfahrung baut jeder Analytiker eine Vielfalt von Theoriesegmenten auf, die sich direkt auf seine klinische Arbeit beziehen. In diese Segmente werden nicht nur offizielle Theorieelemente integriert, sondern auch die persönliche Lebenserfahrung, die individuellen Wertsetzungen und die persönlichen Lebensphilosophien. Wie Sandler gezeigt hat, bewirkt der Prozess der individuellen klinischen Erfahrungsbildung, dass die offiziellen Konzepte und Teiltheorien in ihrer Bedeutung und was ihre Inhalte betrifft, gedehnt werden und dadurch beginnen von den offiziellen Theorien abzuweichen. Viele dieser privaten Theorien und Konzepte benutzen wir, ohne sie jemals bewusst zu artikulieren. Einigen besonders kreativen

Analytikern gelingt es, die gedehnten und abweichenden Bedeutungen und Inhalte bewusst zu reflektieren und für das analytische Theoriegebäude fruchtbar zu machen. Auf diese Weise hat sich vor allem der Bedeutungsraum von Konzepten eines mittleren klinischen Generalisationsniveaus, wie Übertragung, Objektbeziehung, Konflikt, Trieb/ Motiv, Abwehr, Angst, Sicherheitsgefühl etc. fließend weiterentwickelt. Für Sandler war dieses Verhältnis von klinischer Praxis und Theorieentwicklung der Garant für eine organische und kontinuierliche Weiterentwicklung des psychoanalytischen Theoriegebäudes. Andererseits zeigte diese Untersuchung der Praxis auch, dass die Psychoanalyse nie eine vollständige und vereinheitlichte Theorie haben wird. Aus diesen Erkenntnissen sind in den letzten Jahren ausgehend von der Europäischen Psychoanalytischen Föderation (EPF) vielversprechende Initiativen entstanden, die Theorieprobleme der Psychoanalyse von der konkreten Praxis aus anzugehen (Tuckett et al. 2008).

Mit der Frage der Gültigkeit von Theorien ist das nicht minder umstrittene und unabgeschlossene Problem des wissenschaftlichen Status der Psychoanalyse und ihres Verhältnisses zur Universität verbunden. Dieses Problem hatte sich 1910 durch die Vereinsgründung der IPV zugespitzt und zu einer Kontroverse zwischen Bleuler und Freud geführt (Freud-Bleuler Briefwechsel, 2012). Eugen Bleuler war Chef des Burghölzli in Zürich und Professor an der dortigen Universität. Es entsprach nicht seiner Auffassung von Wissenschaft, sie als Mitglied einer privaten Vereinigung zu betreiben. Bleuler begriff die Gründung der IPV als einen Weg in den Isolationismus, in eine Institution »geschlossener Türen«, die er nicht gutheißen konnte. Das Merkmal produktiver Wissenschaftlichkeit war für ihn die offene Diskussion und Opponenten hatten dabei eine wichtige Funktion. Deshalb hatte für ihn die Frage, ob die Validität der Erkenntnisse der Psychoanalyse ein paar Jahre früher oder später anerkannt wurde, nicht die gleiche Bedeutung wie für Freud. Bleuler war überzeugt, dass sich ihr Wert und ihre Wahrheit mit der Zeit durchsetzen würden. Das war nicht Freuds Sicht der Dinge, er hatte zu viele Angriffe erlebt und die Feindseligkeit seiner Umgebung zu spüren bekommen, als dass er darauf hätte vertrauen können. Durch die Entfremdung zwischen Freud und Bleuler und dessen Abwendung von der IPV verlor die junge Psychoanalyse die Verbindung zur Psychiatrie und zu den Universitäten als dem Platz, an dem traditionell geforscht und gelehrt wird. Ohne die Unterstützung von Universitäten und anderen akademischen Institutionen war die Psychoanalyse darauf angewiesen, ihr eigenes wissenschaftliches Universum zu entwickeln, mit Kongressen, Zeitschriften und einem eigenen Verlag.

In der Kontroverse zwischen Freud und Bleuler um den Status der Psychoanalyse als Wissenschaft und deren Verbindung zur Universität akzentuierte sich ein Strukturproblem, mit

dem die Psychoanalyse seit über 100 Jahren unter unterschiedlichen Umgebungsbedingungen konfrontiert ist. Sie hat sich zu einer beruflichen Vereinigung von klinisch arbeitenden Psychoanalytikern entwickelt, die ihre klinische Arbeit dazu nutzen, neue Erkenntnisse zu gewinnen, sie vorzutragen und zu veröffentlichen. Niemand konnte sie mehr zwingen, sich an wissenschaftliche Standards zu halten, wie sie innerhalb der Universitäten üblich waren. Dieser Weg war sehr erfolgreich und hat der psychoanalytischen Bewegung zu einer weltweiten Verbreitung und zu einem großen Wachstum verholfen. Das Verhältnis der organisierten Psychoanalyse zu den Universitäten blieb allerdings ambivalent. Zwar hatte die Psychoanalyse innerhalb der Universitätspsychiatrie in den 1950er und 1960er Jahren in den USA einen Siegeszug angetreten, doch mit dem Aufkommen alternativer therapeutischer Paradigmen und einer biologischen Psychiatrie kehrten sich die Verhältnisse rasch wieder um. Auch in Europa war eine ähnliche Entwicklung zu beobachten. 2007 zieht Robert Wallerstein daraus ein resigniert klingendes Fazit: „Die Universität ist derzeit - abgesehen von selten gewordenen Ausnahmen - nicht gewillt uns zu akzeptieren“ (S. 979). Diese Entwicklung bedeutet eine latente Bedrohung für die Anerkennung der Psychoanalyse als Wissenschaft. Sie kann zwar Forschung in ihren eigenen Zentren betreiben, aber darf die Verbindung zu den Universitäten nicht verlieren, weil ihr sonst Isolation und ein Verlust des Kontaktes und Austausches mit anderen Wissenschaften drohen.

In Verbindung mit einer universitären Verankerung behielt die Frage, welchen wissenschaftlichen Status die Psychoanalyse hat, ihre Dringlichkeit. Sie gewann in den letzten Jahrzehnten wieder an Bedeutung. Während die alte Auseinandersetzung um Psychoanalyse als Natur- oder Geisteswissenschaft überwunden zu sein scheint, dreht sich die Debatte heute eher darum, welche Art von eigenständiger Wissenschaft die Psychoanalyse ist. Eine weitere Herausforderung bilden die Forderungen nach wissenschaftlichen Nachweisen ihrer Wirksamkeit als Therapieform. Die Psychoanalyse steckt dabei in einem Dilemma. Will sie als Therapieform öffentlich anerkannt werden, muss sie sich den gesellschaftlich gültigen Formen und Standards wissenschaftlicher Überprüfung anpassen. Das heißt auch, dass sie eine Methodendiskussion führen muss, um Methoden anwenden zu können, die die Eigenständigkeit und die Spezifität der psychoanalytischen Behandlungsmethode wissenschaftlich garantieren. Diese Fragen wurden vor allem in Deutschland und in anderen Ländern dringend, in denen die Psychoanalyse mit ihren Therapieformen Bestandteil des öffentlichen Gesundheitssystems ist. Der latente Konflikt zwischen klinischer Psychoanalyse, wie sie in den Praxen der Psychoanalytiker betrieben wird und empirischer Beforschung psychoanalytischer Therapieverfahren im Rahmen universitärer Forschung, musste nun offen diskutiert und ausgetragen

werden. Hierzulande führte er zu einer Öffnung der psychoanalytischen Fachgesellschaften für die empirische Forschung und zur Förderung entsprechender Forschungsprojekte. Ganz allgemein kann man sagen, dass das Bewusstsein für die Wichtigkeit von Forschung und deren Etablierung innerhalb der psychoanalytischen community zwar gewachsen ist, dennoch besteht immer noch eine Kluft zwischen Klinikern und Forschern. In ihr spiegelt sich das alte Grundproblem einer Institutionalisierung der Psychoanalyse wider, das fortgesetzter Aufmerksamkeit und Diskussion bedarf.

## **Schluss**

Kultureller Wandel ist ein weites Feld, er vollzieht sich oft langsam und ist nicht leicht zu bestimmen, da wir ihm alle mehr oder weniger gleichzeitig unterliegen. Ich habe versucht die Perspektive, unter der ich die Psychoanalyse - ihre theoretisch-klinische und institutionelle Entwicklung - betrachtet habe, so weit zu fassen, dass Veränderungen sichtbar werden können. Wandel bedeutet die Chance einer Erneuerung und eines Aufbruchs aus Verkrustungen und selbstgewählter Isolation. Er bedeutet aber auch - wenn die Psychoanalyse sich als Anwalt eines bestimmten Subjektverständnisses versteht -, kritische Distanz zu manchen Entwicklungen einnehmen zu können. Ich habe den Wandel in der Theorie und Klinik der Psychoanalyse vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Individualisierungs- und Demokratisierungsprozesse beschrieben. Die zunehmende Pluralisierung psychoanalytischer Sichtweisen und Theorien steht ebenfalls in diesem Zusammenhang, ist aber andererseits auch vor dem Hintergrund der Veränderungen der institutionell verfassten Struktur der Psychoanalyse zu verstehen. Wie sich die Psychoanalyse als Wissenschaft, das heißt als einzigartige Methode der Untersuchung menschlichen Seelenlebens in ihrer Zwischenstellung zwischen einer institutionellen Einbindung in eine Vereinsstruktur und in die akademische Welt der Universitäten weiterentwickelt, bleibt eine offene Frage. Eine größere Öffnung und institutionelle Flexibilisierung erscheint mir allerdings für eine kreative Weiterentwicklung notwendig.

## **Literatur**

Baumann, Z. (1997): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg (Hamburger Edition) 1999.

Benjamin, J. (2004): Beyond doer and done to: A intersubjective view of thirdness. *Psychoanal Quarterly* 73: 5-46.

Bohleber, W. (2010): Hundert Jahre Psychoanalytische Vereinigung. *Psyche - Z Psychoanal*

- Bohleber, W. (2012): Was Psychoanalyse heute leistet. Identität und Intersubjektivität, Trauma und Therapie, Gewalt und Gesellschaft. Stuttgart (Klett-Cotta)
- Cooper, A. (1984): Psychoanalysis at one hundred: Beginnings of maturity. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 32, 245-267.
- Ehrenberg, A. (1998). Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt (Campus) 2004.
- Freud, S. (1912e): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. *GW.*, 8, 376-387.
- Freud, S. (1930a). Das Unbehagen in der Kultur. *GW XIV*, 419-506.
- Freud, S u. Bleuler, E. (2012): Briefwechsel 1904-1937, hg. von M.Schröter. Basel (Schwabe)
- Honneth, A. (2002). Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In: A. Honneth (Hg.), Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus Frankfurt (Campus), 141-158.
- Illouz, E. (2006). Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt: Suhrkamp.
- Keupp, H. et al. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek (Rowohlt)
- Makari, G. (2008): Revolution in mind. The creation of psychoanalysis. New York (HarperCollins). Dt.: Die Revolution der Seele. Die Geburt der Psychoanalyse. Gießen (Psychosozial) 2011.
- Mitchell, S. (1998). The analyst's knowledge and authority. *Psychoanalytic Quarterly*, 67: 1-31.
- Sandler, J. (1983): Die Beziehung zwischen psychoanalytischen Konzepten und psychoanalytischer Praxis. *Psyche - Z Psychoanal*, 37, 577-595.
- Tuckett, D. et al. (2008): Psychoanalysis comparable & incomparable. The evolution of a method to describe and compare psychoanalytic approaches. London (Routledge)
- Wallerstein, R. (2007): The optimal structure for psychoanalytic education: A feasible proposal? *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 55, 953-984.
- Zaretsky, E. (2004): Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse. München (dtv) 2009.

### **Kontakt:**

Dr. phil. Werner Bohleber  
 Psychotherapeutische Praxis  
 Kettenhofweg 62, 60325 Frankfurt